

Helmut Zwanger und Karl-Josef Kuschel (Hg.): Gottesgedichte. Ein Lesebuch zur deutschen Lyrik nach 1945 (Verlag Klöpfer & Meyer: Tübingen 2011)

Vor vier Jahren, 2007, hatte der evangelische Theologe und Lyriker Helmut Zwanger eine umfangreiche Anthologie "Gott im Gedicht" herausgegeben. Seit einiger Zeit ist dieser Band vergriffen. Nun legt Zwanger, dieses Mal zusammen mit dem katholischen Theologen Karl-Josef Kuschel, einen Nachfolgebund vor: "Gottesgedichte". Wiederum von 1945 bis heute. Das neue Buch ist schmaler, handlicher, enthält mit 132 Gedichten nur etwa halb so viele wie der Vorgängerband. Die meisten davon stehen auch schon im ersten Buch, 28 sind neu dazugekommen, davon knapp zehn, die erst in jüngster Zeit erschienen sind. Der Band ist neu gegliedert. Der Auswahl spürt man an, dass Helmut Zwanger selbst Lyriker ist und sich beide Herausgeber seit langem mit Literatur befassen. Neben einigen wenigen Texten, die Sprache suchen für den eigenen Glauben wie etwa bei Dorothee Sölle "Gib mir die gabe der tränen gott / gib mir die gabe der sprache", finden sich vor allem Zeugnisse der indirekten Aussage, des Umkreisens. Das Wort "Gott" kommt eher selten vor. Gedichte bekannter Autoren/innen wie Aichinger, Bachmann, Bobrowski, Celan, Enzensberger, Eich, Huchel stehen neben solchen weniger bekannter wie Hans W. Cohn oder Annemarie Königsberger. Hier sind Neuentdeckungen möglich! Ältere Dichter/innen wie Kurt Heynicke, Reiner Kunze, Heinz Piontek, Eva Zeller stehen neben jüngeren wie Franz Josef Czernin, Ulrike Draesner oder Durs Grünbein.

Als Leitmotiv haben die Herausgeber ein Wort von Martin Buber vorangestellt: "Wir können das Wort 'Gott' nicht reinwaschen, und wir können es nicht ganz machen; aber wir können es, befleckt und zerfetzt wie es ist, vom Boden erheben und aufrichten ...". Darum geht es, wie Helmut Zwanger in der Einführung erläutert. Den drei Akzenten dieses Buber-Wortes entsprechend sind die Gedichte geordnet. In seiner Einführung erläutert Helmut Zwanger den Satz, sieht ihn als "zornige Klage", was Menschen mit dem Wort 'Gott' anrichten, und stellt den Bezug her zu christlichem Antijudaismus und deutschem Staatsantisemitismus.

Die Texte des 1. Teils setzten sich auseinander mit Frevel, Schändung und Abfall, die nicht nur das Wort "Gott" verfinstern, sondern eben auch den Menschen zugrunde richten. So etwa in dem Gedicht "Barlachs Domengel zu Güstrow" des jüdischen Dichter Matthias Hermann, geb. 1958 und aufgewachsen in der DDR: "Herr, für wen soll ich Dein Gutes bringen? / Für wen soll mein Gesicht ein Zeichen sein? / Hier ist es tot. Die Schatten brechen / Sich spurlos

aus dem Zeitgestein. // HErr, Dein Atem ist ins Nichts vergeudet ...". In Güstrow wie in der Kölner Antoniterkirche erinnern je ein Nachguss an die 1941 von den Nationalsozialisten zerstörte ursprüngliche Figur. Eindringlich erinnern Gedichte von Paul Celan, Immanuel Weißglas, Elazar Benyoëtz, Marie Luise Kaschnitz, Günter Eich oder Hans Magnus Enzensberger an die Zerstörungen. "Das Gedicht ist der Ort der zu Tode verwundeten Wahrheit", heißt es bei Christoph Meckel. Jürgen Becker spürt in seinem "Dezember-Gedicht" der Frage nach, was bleibt: "vielleicht noch ... der Schnee".

In den im 2. Teil versammelten Gedichten geht es um das Bubersche "aber". Sie versuchen vorsichtige Hoffnung zu formulieren, trotz extremer Gefährdung und Verdunkelung: "Wo nur finden die Worte / die erhellten vom Erstlingsmeer / die Augen-Aufschlagenden ..." fragt Nelly Sachs und fährt fort: "die Worte / die ein zum Schweigen gesteuertes Weltall / mitzieht in deine Frühlinge -".

Die Gedichte des dritten Teils spiegeln den tastenden Versuch, Sprache zu finden. Der "Abschied von herkömmlichen Bildern" schafft "Raum für dichterische Imaginationen und metaphorische Aufbrüche, als ob man von den Fresken Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle zu einem Bild von Mark Rothko hinüberginge", so Helmut Zwanger. "Das weiße Korn / der gefalteten Hände / könnte noch keimen" - formuliert Jürgen Rausch Ende der 70er Jahre eine vorsichtige Hoffnung. Zwanger stellt in einer ausführlichen Analyse das Gedicht "pfungsmikrophon" von Ulrike Draesner als Beispiel für diesen Akzent vor Augen: Nach eindringlichem Ringen, dem Durchgang durch "verzerrung" und "buchstabenschmelzen", hört das lyrische Ich "von fern den reinen klang". Von Jahwe, der "die gestirne in die dröhnende unendlich- / keit gebreitet hatte ... den menschen zur betrachtung und aus- / legung" spricht etwa ein Gedicht von Hans Carl Artmann, von der unauslöschlichen menschlichen Sehnsucht Matthias Politycki: "sehnet euch nach Brunnenrand / mit noch unverlöschtem Spiegel / und darin dem Himmelsband". Das letzte Gedicht "Schalom" ist dem Gedichtband "Grenzenlos" der Niederrheinländerin Maria Diedenhofen und des niederländischen Juden Frits Gies entnommen und spricht vom Hoffen und Tun wieder alle Hoffnung: "In der Spur der Hoffnung / gegen alle Vernunft / die Steine des Anstoßes / sammeln // sie Stück für Stück / zu einem Weg auslegen ..."

Im ausführlichen Schlussessay geht Karl-Josef Kuschel in fünf Ansätzen auf "die Herausforderung der zeitgenössischen Lyrik für das Sprechen von Gott" ein. Die religiöse

Sprache habe ihre Unschuld verloren, und "dies nicht erst seit der Shoa", vorher schon sei sie geprägt gewesen von Schwulst und hohlem Pathos. Die Aufmerksamkeit auf die Sprache, wie sie schon Günter Eich in seiner Büchner-Preisrede von 1959 einforderte, sei Voraussetzung für ein gültiges Sprechen von Gott. Günter Kunert habe das 1996 "verdichtet": "Auf dem Grund der Gedichte / ruht alles Unsagbare. / An die Oberfläche gezwungen / löst es sich auf / in Vokabular". Kuschel spannt in eindringlichen Interpretationen den Bogen von "Gottvergessenheit" bis hin zum Reden von Gott als "Einübung in Gelassenheit".

"Gottesgedichte" stellen Fragen, sind Versuche der Annäherung, "verdichten" so unter unterschiedlichsten Aspekten Gedanken zum großen Thema "Gott". Sie können zum Anstoß werden für eigenes Denken und Überlegen, die Möglichkeit eröffnen, das eigene Suchen, Fragen, vielleicht Glauben wieder neu zu formulieren. Der mit Lesebändchen und vom Druckbild her schön gestaltete Band mit Autoren- und Quellenverzeichnis ist eine Aufforderung, den Gedichten auf den Grund zu gehen, ihren Worten, ihrer Aussage nachzuhorchen, nachzuspüren, das Unsagbare hinter dem Gesagten zu erspüren. Eine ausgezeichnete Hilfe dazu sind die Essays der beiden Herausgeber. Gedichte sind Gespräch. "Das Gedicht will zu einem Andern, es braucht dieses Andere, es braucht ein Gegenüber. Es sucht es auf, es spricht sich ihm zu", formulierte drängend Paul Celan 1960 in seiner Büchnerpreisrede. Zum Gespräch können die Texte dieses Bandes anregen in vielfacher Weise: zum Gespräch mit den Gedichten, zum Selbstgespräch, zum Austausch mit anderen - vielleicht zum Gespräch mit Gott.

Gabriele von Siegroth-Nellessen
(*Pastoralblatt* 5/2012)